

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 13 (1971)

Artikel: Zschokke in Graubünden
Autor: Ribì, Hilde
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zschokke in Graubünden

*Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages,
am 22. März 1971*

von Hilde Ribi

Der junge deutsche Doktor der Philosophie und Gottesgelahrtheit, der da eines Tages im August des Jahres 1796, begleitet einzig von seinem Hündchen, vom Oberalp her nach Chur einwanderte und nachmals hierzulande und weit herum in der Welt zu großer Berühmtheit gelangen sollte, hatte noch wenige Monate zuvor die Hoffnung gehegt, als Pastor an der Katharinenkirche zu Magdeburg unterzukommen, wo vordem seine Eltern getraut und er selber getauft und konfirmiert worden war. Er hätte dann des Glockengießers und Kirchenvorstehers Ziegner anmutiges Rikchen geheiratet und wäre somit möglicherweise endlich heimisch geworden und anerkannt an der Stätte seiner schmerzlichen Kindheit. Doch ist er mit bloßen fünf von zwölf Stimmen bei der Wahl nicht durchgekommen, hat seine Vaterstadt hierauf ordentlich schwermütig verlassen und ist niemals wieder dahin zurückgekehrt.

Seine Vorfahren stammten aus der kleinen, östlich Leipzig gelegenen Stadt Oschatz und waren von jeher Tuchmacher gewesen. Heinrich Zschokkes Vater, der sich noch «Schokke» schrieb, hatte sich in jungen Jahren nach Magdeburg gewandt, war dort, in der sächsisch-nordpreußischen Stadt an der Elbe, 1746 Bürger geworden und hatte noch im selben Jahre die damals neunzehnjährige Dorothea Elisabeth Jordan geehelicht. Elf Kin-

der hat sie ihm geboren, als jüngstes am 22. März 1771 unsern Heinrich, mit vollem Namen Johann Heinrich Daniel geheißen, und ist dann, 44 Jahre alt, keine acht Wochen später gestorben. Es lebten dannzumal von Heinrichs Geschwistern nur mehr deren vier, die einen von ihnen lange schon erwachsen. Auch seinen geliebten Vater verlor Heinrich



Heinrich Zschokke
als Frankfurter Privatdozent im 24. Lebensjahr

schon mit bloßen acht Jahren; der soll ein tüchtiger Mann gewesen sein und sich einen bescheidenen Wohlstand erworben haben, nicht zuletzt, weil er Wollstoff an Friedrichs II. Armee habe liefern können. Der verwaiste Knabe fand Unterschlupf bei seinen verheirateten Geschwistern, bei einer Schwester, bei einem Bruder, muß sich aber oftmals sehr preisgegeben und unglücklich gefühlt haben.

«... die frühe Todesstunde meines Vaters war die Geburtsstunde meiner Leiden», hat er einmal in einem melancholischen Briefe bekannt: «Ich war ein Kind und schon als Kind verlassen. Ich schwebte auf dem Lebensmeer mit einem gebrechlichen Nachen. Die Wogen schleuderten mich bald an die stillen Ufer der Tugend, bald an die Klippen und Brandungen des Lasters. Instinkt und Verzweiflung waren zuletzt mein Kompaß —.» Da er sich mit seinen Verwandten nicht gut verstand, begann er sich, um Distanz von seiner Sippe zu bekunden, schon im Gymnasium «Zschokke» zu schreiben. (Der berühmte Historiker Johannes von Müller und sein Bruder Georg, der Schaffhauser Gymnasiallehrer, schrieben noch nach der Jahrhundertwende seinen Namen «Tschokke», waren ihm übrigens gar nicht gewogen und titulierte ihn in ihrem Briefwechsel recht unumwunden als Bärenhäuter und politischen Heuchler, ja rundweg als Schurken.) — Kümmerlich hatte Zschokke in seinen Bubenzeiten zu leben, mußte oft hungrig zur Schule, hungrig zu Bett, ward seines Daseins immer weniger froh und ist endlich auf einem gemieteten Pferd — das er zudem hinterher verkauft hat — im Januar 1788 heimlich aus Magdeburg entwichen. Er hat sich dann in Schwerin durchgebracht als Stundengeber und als Korrektor beim dortigen Hofbuchdrucker, wo er bezeichnenderweise bald schon seine erste Zeitschrift gründete, die «Monatsschrift von und für Mecklenburg», ein abenteuerlich dotiertes Blatt, welches immerhin bis über die Schwelle des Jahrhunderts hinaus Bestand haben sollte, eines der vielen Organe, welchem der federgewandte, unermüdlich tätige Zschokke zeit seines Lebens ans Licht verhalf; Zeitungen und

Zeitschriften herauszugeben sollte in der Tat seine Leidenschaft bleiben bis fast an seines Lebens Ende.

Als geborener Journalist gab er bei Sauerländer in Aarau ab 1807 nicht weniger als ein halbes Dutzend Periodika heraus, allen voran «Der aufrichtige und wohlverfahrene Schweizerbote», aber auch «Miszellen für die neueste Weltkunde», die Monatsschrift «Erheiterungen», «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit», «Wöchentliche Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde», nicht zu vergessen seine, wiewohl anonym erschienenen, aber von ihm gänzlich allein verfaßten, in den Jahren 1808—16 allwöchentlich publizierten «Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung», welche Sauerländer ab 1816 dann in acht Bänden erstmals in Buchform herausgab, den ersten Band geziert nicht mehr und nicht weniger als «mit dem Bildnisse Jesu Christi». Das Werk wurde alsbald übersetzt, nicht nur ins Französische, Italienische und Englische, sondern auch ins Tschechische, Ungarische, Polnische und Russische. Siebenunddreißigmal konnten die Bände neuaufgelegt werden, seien auch eine Lieblingslektüre der Königin Viktoria gewesen. Zschokke übrigens hat den bekannten Aarauer-Verlag entscheidend mit ins Leben gerufen, denn er war es gewesen, der 1803 den jungen Buchdrucker Heinrich Remigius Sauerländer zusamt seinem damaligen Compagnon Flick dringlich nach Aarau komplementierte. Zschokke sollte in der Folge dieses Unternehmens ergiebigster Autor werden durch Jahrzehnte hin.

Schon als Jüngling hat er rastlos zu schriftstellern begonnen und nannte sich stolz «Homme de lettres» schon in Schwerin. Lebhaft nahm er auch Anteil dort am kleinen Theater und ist dann ein paar Monate lang mit einer Wandertruppe unterwegs gewesen, als Manager sozusagen, habe Dramen aller Art für sie zurechtgeschustert und auch selber «ein paar Saus- und Grausstücke» verfaßt. 1790 erschien sein Trauerspiel «Graf Monaldeschi oder Weiberwut und Männer-

bund»; Schauplatz: Fontainebleau im Jahre 1656, als Christine von Schweden dort weilte. Carl Günther, nachmals Hochschullehrer für Germanistik in Basel, dessen hervorragende Dissertation «Heinrich Zschokkes Jugend- und Bildungsjahre», erschienen 1918 bei Sauerländer, wir zuhänden unserer Skizze fleißig und voller Hochachtung konsultieren, bezeichnet es ohne Umschweife als ein literarisch durchaus wertloses «Mord- und Intrigenstück».

Zu Landsberg hat dann Zschokke das Maturitätsexamen bestanden, bekam hierauf von seinem Vormund aus Magdeburg sein bescheidenes Vermögen ausbezahlt, immatrikulierte sich nach Ostern 1790 zu Frankfurt an der Oder, einer kleinen preußischen Stadt mit damals nicht mehr als etwa 10 000 Einwohnern, und hat daselbst mit einer lateinisch abgefaßten Dissertation knapp zwei Jahre später sein Diplom als Doktor und Magister der Philosophie und freien Künste ausgehändigt bekommen. In Cüstrin promovierte er dann noch in Theologie und reiste gleich darauf selbstbewußt nach Hause, wo er zu der Seinen nicht geringem Respekt in der schon genannten Katharinenkirche gewaltig redengewandt gepredigt haben soll. Nachdem ihm dann aber — wir sagten es schon — seine Felle davongeschwommen waren, hat er sich im Oktober 1792 in Frankfurt an der Oder als Privatdozent etabliert. Als gesellig und sprudelnd anregender junger Mann muß er dort allseits beliebt gewesen sein. Es folgten zwei geruhsame Jahre, welche er mit ein paar wenigen Vorlesungen, ausgiebiger Lektüre, Klavierspiel und betulicher Geselligkeit hinbrachte, nicht ohne oftmals sanfter Melancholie zu verfallen und der brennenden Sehnsucht nach einem tätigeren Dasein.

1794 hielt er sich kurz in Berlin auf und ist dort mit dem um bloße zwei Jahre älteren, schon damals hochangesehenen Kupferstecher und Buchillustrator Johann Friedrich Bolt bekannt geworden, dem wir das hier wiedergegebene genialische Jugendbildnis Zschokkes verdanken. Er scheint es seinerzeit in seinem Reisegepäck mit nach Graubünden

gebracht zu haben; mittlerweile sei es im Original lange schon verschollen.

In seinen Frankfurter Jahren entstand auch seine spektakulär futuristische Romanserie in drei Bänden «Die schwarzen Brüder» und soll als prickelnd unterhaltsames Lesefutter enormen Anklang gefunden haben. Es kommt übrigens darin auch jener brave Pudel Mylord vor, welchen er dann auf seine Bildungsreise mitgenommen hat. Auch erschien in jenen Jahren Zschokkes berühmte Jugendschrift vom Banditen «Abällino», welche dann, umgeformt zum Trauerspiel, alsbald über so viele Bühnen ging, daß Goethe schon 1795 in seinen Tag- und Jahresheften trocken bemerkte: «Abällino war den Schillerischen Stücken ziemlich gleichgestellt.» Ebenfalls im genannten Jahre 1795, als die Nachwirkungen der Französischen Revolution bereits in die hintersten Täler vorgedrungen waren, gefiel es ihm, die in einem deutschen Dorf nahe der französischen Grenze spielende Farce «Der Freiheitsbaum» an den Tag zu geben. Übrigens: im März 1798, kurz vor Ausrufung der Helvetischen Republik, sollen auch in unseren Landen als Symbol der neuen Zeit nicht weniger als siebentausend derartige Bäume aufgestellt und gehörig umtanzt und umjubelt worden sein.

Zschokke, trotz seinem Fernweh, wäre zu Frankfurt an der Oder nicht ungern Extraordinarius geworden, wurde aber auf seine untertänige Supplikation hin abschlägig beschieden, respektive auf einen späteren Zeitpunkt vertröstet. So entschloß er sich denn kurzerhand, seinem nur mit Maßen befriedigenden Dasein zu entrinnen und auf Reisen zu gehn. Am 9. Mai 1795 hat er die Stadt verlassen und hat sie gleich Magdeburg niemals wiedergesehen.

In Bayreuth ist er dann schwer erkrankt, begann aber auch dort in der Genesungszeit gleich wieder hemmungslos zu schriftstellern, machte hernach Station in Stuttgart und erblickte endlich, von einer Anhöhe über Tuttlingen aus, zum erstenmal in schwärmerischer Begeisterung die Schweiz: «... Am

Raum des Horizonts lag sie ausgegossen, groß und majestätisch, mit ihren himmelragenden Gebirgen. — Mein Odem stockte bei dieser großen Erscheinung — der sehnsuchtsvolle Wunsch meiner Jünglingsjahre ward erhört.» Beseelt von niegekanntem Lebensgefühl ist er dann über Rorschach, St. Gallen, Appenzell und das Toggenburg, über Einsiedeln, Schwyz und Zug am 20. September in Zürich eingetroffen und fühlte sich unaussprechlich glücklich. Hier hat er zunächst im «Schwert» logiert und hernach in einer Mietwohnung, in welche Hans Georg Nägeli, der Komponist des Liedes «Freut Euch des Lebens», alsbald ein Klavier hat stellen lassen. Drei volle Monate ist er in Zürich geblieben, hat durch die Vermittlung des wendigen Pfarrherrn und Schriftstellers Leonhard Meister an einer Abendgesellschaft auch Pestalozzi kennengelernt und ist ihm treu verbunden geblieben bis zu dessen Tode. Im ersten Teil seiner 1832 nur sehr kurzlebig bei Sauerländer erschienenen Zeitschrift «Prometheus» hat er seine Erinnerungen an Pestalozzi niedergelegt. Erwähnt sei an dieser Stelle, daß Zschokke zur Herausgabe seiner weitaus einflußreichsten Zeitung, des schon erwähnten «Schweizerboten», 1798 von Pestalozzi angeregt worden war. Das Blatt, dessen Redaktion er bis 1837 persönlich beibehielt, erschien bis 1800 in Bern und Luzern, ging dann, nachdem unser Land von fremden Kriegsvolk überschwemmt worden war, vorübergehend ein und erschien neuerdings ab 1804 bei Sauerländer, und zwar noch volle dreißig Jahre über Zschokkes Tod hinaus, nämlich bis zum Dezember 1878. Es soll jahrzehntelang durchaus «die am meisten gelesene und einflußreichste Zeitung unseres Landes» gewesen sein. Vorerst erschien sie einmal, später dreimal wöchentlich. — 1842 kam, an die 300 Seiten stark, Zschokkes Selbstbiographie, «Eine Selbstschau», heraus, geschmückt mit einem Porträt, das sein dritter Sohn Alexander, damals Stahl- und Kupferstecher in Aarau, gefertigt hatte. Sie liest sich unerhört kurzweilig, ist denn auch wieder und wieder neuaufgelegt worden, sei aber, sagt Carl Günther, in manchen Angaben recht

ungenau. Dort, in seiner Lebensbeschreibung, lesen wir:

«In kurzer Zeit lief der ‚Schweizerbote‘ durch Dörfer und Städte aller Täler. Nie hatte ein ähnliches Blatt vormals in der Schweiz soviel Aufsehen verursacht.» Als glühender Patriot und sich der Sache der Freiheit zugehörig fühlend mit Leib und Seele, sei er, Zschokke, freilich in dessen Anfängen vielverschrien worden als «verlaufener Preuße», als «Erbfeind der Ordnung», als «Jakobiner und Erzrevolutionär».

Der phantasievolle, von Einfällen und Projekten übersprudelnde Deutsche hat sich wie gesagt in Zürich äußerst wohl gefühlt und machte sich jedermann zum Freund. In seinem mit vielen Stahlstichen geschmückten Werk «Die Schweiz in ihren klassischen Stellen und Hauptorten» vom Jahre 1836 hat er «der Gartenstadt am See» in jeder Weise gehuldigt, und wahrhaftig weit hat er in die Zukunft geblickt, wenn er schreibt: «Vielleicht, ehe das Jahrhundert verstreicht, gewähren die Ufer des halben Zürichsees links und rechts den Anblick einer *einzigsten ungeheuren Stadt*, in deren Mitte die breite, prächtige Wasserfläche von Barken, Frachtschiffen und Dampfbooten wimmeln wird.» — Manch gewichtigen Mann hat er sich in Zürich zum Freunde gemacht; bloß Lavater ist er ausgewichen, habe ihn ein einziges Mal predigen gehört und sei daraufhin «etwas irre geworden an dem trefflichen Mann».

In Begleitung eines Stäfners ist Zschokke einmal vorgedrungen bis ins hinterste Tal der Linth und hat hinterher nicht weniger als 85 Druckseiten über das Glarnerland zu Papier gebracht, nachzulesen im zweiten Bändchen seiner 1796/97 publizierten «Wallfahrt nach Paris», welche er, wiederum genesend von einer recht langwierigen Krankheit, in Bern zu Papier gebracht hatte, nach welcher Stadt er Mitte Dezember 95 aufgebrochen war. Es ist in diesem zierlichen Werk nicht etwa von Frankreichs Metropole die Rede, sondern zunächst von seinen Reiseerlebnissen seit seinem Weggang von Frankreich bis zu seiner Ankunft in der Schweiz, und im zweiten Teil so-

dann von jenen, welche ihm beschert waren bis zu seiner Ankunft in Bern (wo er übrigens seine schicksalhafte Freundschaft mit dem jungen Aloys Reding, dem nachmalig ersten Landammann der Republik, geschlossen hat).

Im Frühling 96 ist Zschokke mit einem Freund nach Paris aufgebrochen, nicht ohne sich schon an der Grenze bei Basel auf alle Fälle eine Kokarde an den Hut zu stecken. In der faszinierenden Stadt an der Seine, welche sich damals von den Schrecken der Revolution einigermaßen wieder erholt hatte, sah er sich, seinem Wesen gemäß, höchst interessiert und betriebsam um und hat seine Eindrücke schon im Juni in Wielands «Neuem Teutschen Merkur» an die Öffentlichkeit gebracht. Halb und halb gedachte er anschließend wieder in die Heimat zurückzukehren, mußte dann aber vernehmen, daß sein Magdeburger-Liebchen geheiratet hatte und ist daraufhin sehr betroffen und gedämpften Gemüts zurück in die Schweiz gereist, in der Absicht, von dort aus möglichst bald nach Italien, zumal nach Rom, zu gelangen, wie es sich damals für einen bildungsbeflissenen jungen Mann gehörte. Eine kleine Neugier bloß galt es zuvor noch zu befriedigen. Über Bern und Luzern wandte er sich, stetsfort von seinem Hündchen begleitet, ins Urserental und ließ sich dann auf einem Saumtier hinauf zum Gotthardospiz tragen, nicht aber, um von dort aus gleich nach Süden abzuschwenken, sondern, um sich — einer Anregung des Berner Gymnasiallehrers Michael von Wagner Folge leistend — zunächst nach Bünden zu wenden und dort die Erziehungsanstalt Reichenau in Augenschein zu nehmen. — Wagner, geboren 1756, war in jenen Jahren Rektor des Berner Literargymnasiums und ist dann 1798 in den Erziehungsrat gewählt worden, ein sowohl für Reichenau als für Bünden und ganz Helvetien denkwürdiger Mann, denn schwerlich hätte der junge Magdeburger ohne ihn den schicksalhaften Weg ins Bündnerland genommen. Über den Oberalp ist er mit seinem Pudel als einsamer Wanderer ins Vorderrheintal abgestiegen, und

Mitte August 1796 — nachdem er zweifellos zuvor in Reichenau angeklopft und vom alten Nesemann begrüßt worden war — ist er in Chur eingetroffen.

Über das Schloß und die Erziehungsanstalt Reichenau ist oft schon geschrieben worden, ausführlich unlängst erst von Dr. Paul Emanuel Müller, im 1. Heft der 1969 im Calven-Verlag, Chur, neu eröffneten sog. Kristallreihe mit ihren Monographien über einige Bündnerschlösser. Man weiß: ein Unstern hat über den bündnerischen Erziehungsinstituten des 18. Jahrhunderts gestanden. Johann Peter Nesemann (1720—1802), gleich Zschokke aus dem Magdeburgischen stammend, hat all ihre Phasen miterlebt bis zum bittern Ende; er war als Hauslehrer schon in den 50er Jahren ins Bündnerland gekommen und hat dann, ab 1761, treulich teilgehabt an Martin Plantas pädagogischen Unternehmungen, hat in Zizers die Gründung von dessen Institut miterlebt, ist mitübersiedelt nach Haldenstein, wo das Internat seinen schönen Aufschwung erlebte und auch Laharpe (César Laharpe, der nachmalige Prinzenerzieher zu Moskau und 1799 dann Präsident des sog. helvetischen Vollziehungsdirektoriums), durch zweieinhalb Jahre hin Zögling war, ist 1771 mit nach Marschlins übersiedelt und hat dort im Februar 1777 des mittlerweile zum Philanthropin umbenannten Unternehmens schmählichen Untergang durch die Umtriebe des üblen Gießener Professors Karl Friedrich Bahrdt miterlebt. Hierauf hat er zurückgezogen mit seiner kleinen Familie — Nesemann hatte eine Frau und zwei Töchter — als Privatlehrer in Chur gelebt, bis man ihn Jahre später, als er schon 72 war, neuerdings zu einem bedachtsam und hoffnungsvoll gestarteten Unternehmen berief.

Johann Baptista von Tschärner (1751 bis 1835) — er war 1783/85 Landvogt der Herrschaft Maienfeld und ist dann 1795 zur Würde eines Amtsbürgermeisters von Chur und zum Präsidenten des Gotteshausbundes emporgediehen — hat nach sorgfältigen Erwägungen 1786 auf seinem Besitztum in Jenins eine kleine «Familienschule» ins Leben

gerufen, nicht zuletzt, um seinen eigenen Buben eine hinlängliche Bildung zu ermöglichen, sie, wie es im Programm hieß, körperlich zu ertüchtigen, ihre Herzen zu veredeln und ihren Verstand zu entwickeln. Zunächst hat sie unter der Aufsicht des Ortspfarrers gestanden; doch dann sollte sie unversehens eine Standortsveränderung und zugleich eine nicht unwesentliche Erweiterung erfahren. Tscharner nämlich hat, gemeinsam mit ein paar andern Churer Bürgern, wie zum Beispiel dem Oberzunftmeister Johann Baptista Bawier und Georg Anton Vieli, 1792 das Schloß Reichenau erworben und hat seine Heimschule kurzerhand rheinaufwärts in jene Schloßräumlichkeiten verlegt, die ihm nunmehr zur Verfügung standen. Als Leiter gewann er Neseemann, dessen Schüler er einst in Haldenstein gewesen war. Nur mit Zögern mag der alte milde Schulmann dem ehrenvollen Ruf gefolgt sein. Im Juni 1793 wurde das vorerst paritätisch gedachte, ansehnlich oberhalb des Zusammenflusses von Vorder- und Hinterrhein thronende Institut eröffnet, stand aber — da recht bald schon leidige Schwierigkeiten konfessioneller Natur sich ergeben hatten — schon ab 95 ausschließlich nur mehr reformierten Zöglingen und Lehrern offen. Als Zschokke das Institut erstmals besuchte, habe er daselbst fünfzehn Schüler vorgefunden.

Daß der geschmeidige und mählich ordentlich weltmännisch auftretende junge Wanderer zunächst in Reichenau durchaus nicht hangenbleiben wollte, scheint festzustehen. Italien war sein Ziel. Es muß aber sein größeres Gepäck, welches er ab Bern nach Chur beordert hatte, dort ganz rätselhaft lange nicht eingetroffen sein, so daß er da ganz unvorhergesehen habe Station machen müssen. So hat er denn en attendant, zum Beispiel Johann Gaudenz von Salis aufsuchen wollen, habe ihn jedoch nicht angetroffen. Neseemann aber, vermutlich ständig nach tauglichen Lehrern für Reichenau Ausschau haltend und wohl auch nach einem Ersatz für seinen eigenen Posten als Schulleiter, der ihm recht beschwerlich zu werden begann, brachte den interessanten Fremdling alsbald nach

Jenins zu Tscharner, wo der hohe Herr Bundespräsident damals vermutlich just Ferien machte. Dort muß Zschokke anlässlich seiner ersten Visite im hohen Sommer irgendwie ein paar Glas Herrschäftler zu viel erwischt haben und ordentlich aufs hohe Roß gestiegen sein, so daß ihm mindestens Tscharner anfänglich, und recht lange noch, mit erheblichem Mißtrauen begegnete. Er ließ ihn immerhin nicht mehr aus den Augen und auftrug dem jungen Mann auf Neseemanns Rat vorerst eine Art Prüfungsarbeit, ließ ihn aus- und eingehen in Reichenau und beauftragte ihn dann, an den oben erwähnten Herrn Gymnasiarchen Michael von Wagner nach Bern ein Sendschreiben «Über die Schul- und Erziehungsanstalt zu Reichenau, bei Chur» zu verfassen, zog auch in Zürich sorgfältig Erkundigungen über den hereingeschnittenen Fremdling ein. Erst nach vier Monaten, nachdem Zschokke noch ein paar weitere Flugschriften und Rechenschaftsberichte über seinen vermutlich künftigen Wirkungsbereich in Druck gegeben hatte, erst am 9. Dezember konnte sich Tscharner dazu entschließen, ihm die Direktion seiner Schule anzuvertrauen.

Zu Reichenau übrigens ging es damals hoch her. Dort wurde noch Brückenzoll erhoben, und zweimal in der Woche schwamm ein Floß, mit Gütern und Passagieren beladen, rheinabwärts bis zum Bodensee. Auch oben, in der nächsten Umgebung des Schlosses, herrschte reges Leben. «Die Seitengebäude sind von vielen Handwerkern bewohnt, deren Nähe den Einwohnern des Schlosses unumgänglich notwendig ist», meldet Zschokke an Wagner. «Schneider, Schuster, Tischler usf. haben daselbst ihre Werkstatt. Was zur Notdurft und Bequemlichkeit gehört, findet sich in diesem Gebiet, welches einer kleinen Stadt gleicht, zum Verkauf beisammen.» Im untern Teil des Schlosses, erfahren wir, hätten die Geschäftsräume gelegen, in einem Seitenflügel habe der französische Gesandte gewohnt, einige Zimmer hätten auch den genannten Churer-Herren, welche das Schloß an sich gebracht hatten, zur Verfügung gestanden;

der bedeutendste Teil der Räume aber sei dem eigentlichen Seminar vorbehalten gewesen; mit Zschokkes eigenen Worten: «Dort haben die Lehrer und Eleven ihre Wohnung; dort ist der gemeinschaftliche Speisesaal, ein gemeinschaftlicher großer Schlafsaal, ein kleiner, wohleingerichteter Schauspielsaal — eine Bibliothek und Naturaliensammlung; ein Betsaal oder Kirche (wo er übrigens, wie auch zu St. Regula in Chur, zuweilen gepredigt haben soll) — ein freies luftiges Krankenzimmer»; viele von diesen Zimmern und Sälen seien schön, alle aber, und dies gelte mehr denn aller Schmuck, seien luftig und reinlich.

Die Schule stand den Söhnen verschiedenster Gesellschaftskreise offen, und nachdrücklich wurden die Eltern ersucht, dem Institut bekannt zu geben, welchem Berufe und welcher Laufbahn ihr Sprößling allenfalls zu bestimmt sei, damit man dessen Schulung möglichst zielstrebig an die Hand nehmen könne. Der Lehrplan war umfassend und höchst ausgeklügelt. Die Zöglinge wurden auch zu schicklicher Gottesfurcht erzogen. Um 6 Uhr wurde aufgestanden, um 10 zu Bett gegangen. Es waren ihnen auch Turn- und muntere Konversationsstunden gegönnt; man spielte Schach, man spielte Theater, und jeder bekam zur Betreuung sein eigenes Gartenbeet zugewiesen. Auch Schulreisen wurden unternommen, auf den Calanda, auf den Heizenberg. 1797, vom 14. bis zum 26. August, führte Zschokke, gemeinsam mit einem der Anstaltslehrer, elf seiner halbwüchsigen Zöglinge bis hinunter nach Mailand, hin über den Splügen und den Comersee, zurück über den Lago maggiore und den Bernhardin. In der lombardischen Hauptstadt und auch auf der An- und Rückreise hätten sie, stand im Rechenschaftsbericht vom folgenden Dezember zu lesen, überall die Merkwürdigkeiten jeden Orts besehen, «Fabriken, Bildergalerien, Bibliotheken, Spitäler, Theater und andere Sehenswürdigkeiten der Natur und Kunst».

Jeden Donnerstagnachmittag ab zwei Uhr ward überdies «das Tribunal» abgehalten, wobei die Zöglinge sich als Advokaten ge-

rierten, Disziplinarsachen abhandelten, Mißbräuche in ihrem Gemeinwesen und deren Beseitigung besprachen und auch wohl berühmte Justizfälle aus der Geschichte mit ihren Lehrern erörterten. Ab 17. November 1797 tagte ferner ein Mal pro Monat das sog. «Sittengericht»; dabei sollten die Jünglinge daraufhin trainiert werden, ihre Mitmenschen gerecht beurteilen zu lernen, und gleichzeitig gedachte man sie zu wappnen «gegen das Laster schmähstüchtiger Kritik» und sie zu allseits umsichtigen lautereren Staatsbürgern heranzubilden.

Im Dezember 1797, ein Jahr, nachdem Zschokke die Leitung übernommen hatte, befanden sich 36 Buben im Institut: 26 aus Bünden, 9 aus der Schweiz und einer aus Frankreich (zweifelloos der im Schloß bei seinen Eltern wohnende Sohn des französischen Gesandten). Carl Günther vermochte in minutiöser Sucharbeit aus verschiedensten Quellen für die Jahre 1796/98 ihrer nicht weniger als 43 namhaft zu machen, darunter drei Söhne Tscharners, nämlich Johann Baptista, Georg und Peter (Peter Conradin, 1786 bis 1841, den nachmaligen Oberstleutnant und Schriftsteller). Wir zählen in der Folge, Günthers Zusammenstellung folgend, auch die übrigen auf und fügen auch seine fallweise in Klammern beigefügten Erläuterungen bei; sie sind jedenfalls für den Geschichtsfreund nicht uninteressant:

«1 Testaz, der jüngste Sohn von Thomas Vergit, Johannes Bawier, 4 mit dem Namen Pestalutz (Ulrich, Calep — diese beiden offenbar die Söhne des Oberzunftmeisters Herkules Pestalutz in Chur —, Stephan, Karl), der Sohn des Stadtwachtmeisters Camenisch, 1 Sohn des Peter Conrad Planta, 2 Castelli, 1 Walter von Seewis, 1 Büoch (Mündel eines Tanner in Mayenfeld), 2 Conrado (Thomas und Jakob), 1 Albertini aus dem Engadin, Johannes Dentz aus Chur, Johannes Müller, 1 Pernisch, 1 Marugg, Christian Alberti, Georg Buol, Johann Peter Veraguth, Johann Melchior Näff, Konrad Schmid, Fortunat Köhl, Joseph Risch, 1 Labhard aus Altstetten, Padruot Savett, 1 Berthex, 1 Liver, 1 Veillon,

1 Mathey aus dem Waadtland, 1 Sparagnapane, 1 Thourneisen, 2 Le Grand (Johann geb. 5. August 1782, gest. 17. Januar 1839 und Daniel geb. 5. Dezember 1783, gest. 16. März 1859, nach dem Stammbaum der Familie Le Grand), die Söhne des Direktors der helv. Republik, endlich Comeyras», letzterer wie erwähnt der Sohn des französischen Residenten, dessen Tante Rosalie, mit im Schloß wohnend, sich übrigens dazumal nicht wenig in den hübschen Institutsleiter Zschokke verguckt und ihm nachmals sehr zärtliche Briefe geschrieben hat.

Zschokke hat in seiner kurzen Reichenauerzeit — sie hat nicht einmal zwei Jahre gedauert — mit Tscharner manchen Strauß auszufechten gehabt, hat viel Verdruß und manche Kränkung hinnehmen müssen und viele Sorgen durchgestanden, auch solche finanzieller Natur. Es war ihm nämlich, laut Vertrag, die Direktion des Seminariums und die damit verbundene Ökonomie «gänzlich und unbedingt» überlassen worden. Die Geldmittel scheinen öfters knapp bemessen gewesen zu sein. Das eine und andere Mal hat Zschokke jedenfalls eigenes Geld zusetzen müssen. Zuweilen scheint ihm das Ganze über den Kopf gewachsen zu sein. «... Meine Jugendzeit, meine Arbeiten, mein Geld kann ich unmöglich so ganz vergeblich aufopfern — die Aufopferungen sind zu groß», beklagt er sich einmal bei seinem Brotherrn, «ich sorg' und arbeite und denke Tag und Nacht, verscherze alle meine Verbindungen in Deutschland, was Bünden mir *ohnedem nie* ersetzen kann, werfe mein kleines Vermögen in einen Brunnen — zuletzt bin ich arm, ohne Verbindung und alt.» Dann waren da Schüler mit Ekzemen, die ihm zu schaffen machten, Wanzen im Schlafraum, die lästig jederzeit im Schloß vorsprechenden Bettler, «souveräne Strauchdiebe», denen sie immerhin jährlich weit über 100 Gulden zu vergaben hätten. Immer wieder muß der gütige Nesemann die gespannte Situation zwischen Tscharner und Zschokke entschärfen, klären, begütigen: «Wollen wir das Seminarium fortsetzen —, so müssen wir den feurigen Mann wegen

seiner Jugend schonen. Für das Seminarium ist er unentbehrlich, und sein Kredit nimmt doch beim Publikum und vornehmlich bei den Aristokraten von Tag zu Tag zu, und das ist recht gut. Ich ertrage deswegen und weil er im Grunde ein gutes Herz hat, viele seiner Impertinenzen, und bringe ihn am Ende doch dahin, wo ich will.» Zschokke blieb dem alten weisen Manne denn auch in wahrhaft schwärmerischer Anhänglichkeit zugetan. Nesemann, von den Kaiserlichen 1799 mit anderen Patrioten, auch z. B. Tscharners Eltern als Geisel auf ein paar Monate nach Innsbruck deportiert, starb am 26. Januar 1802 in Chur.

Zschokke war in seiner turbulenten Reichenauer-Zeit selbstverständlich auch am Schreibtisch nicht untätig. Er hat u. a. das Wochenblatt «Der helvetische Volksfreund» ins Leben gerufen, welches dann bald zum Sprachrohr der Bündner Patrioten werden sollte; er gab, in Zusammenarbeit mit Nesemann, 1798 zuhanden «der guten und fleißigen Kinder des Bündnerlandes» in der damals zu Malans bestehenden Druckerei des aus Kempten zugezogenen Johann Georg Berthold «Das neue und nützliche Schulbüchlein» heraus (ein Bändchen von 155 Seiten, enthaltend einen kleinen Katechismus, eine kurze Geschichte des Vaterlandes und eine kleine Weltbeschreibung), dem freilich nur geringer Erfolg beschieden sein sollte.

Gewichtiger, und nicht wenig Aufsehen erregend, war seine 1798 bei Orell, Geßner, Füßli & Co. in Zürich erschienene Landesgeschichte, eine bis zur Schwelle des 18. Jahrhunderts geführte «Historische Skizze der ewigen Bünde im hohen Rhätien», welcher er, in Ahnung der herannahenden Wirren, einen höchst eindringlichen, um nicht zu sagen, pathetischen Aufruf an die freien Bündner vorangestellt hatte. Dafür bekam der bislang Landesfremde, «der Herr Professor Zschokke in Reichenau», am 21. März des Jahres 1798, am Vorabend seines 27. Geburtstages, das bündnerische Landesbürgerrecht geschenkt. Überschwengliche Freude darob erfüllte sein Herz. «Gute Nacht, Preu-

ßen!, so ist denn das gute, liebe, freie Helvetien mein neues, besseres Vaterland geworden.» Es war die große Wende in seinem Dasein. Seine ganze Kraft galt fortan der Bildung und Erziehung des Schweizervolkes. Vorerst aber hieß es, den Bündner Patrioten beizustehen.

Inzwischen ging es angesichts der sich ankündigenden politischen Ereignisse mit dem Erziehungsinstitut zu Reichenau anscheinend rapide abwärts. Die Zöglinge wurden in rascher Abfolge von ihren Eltern heimbeordert. Im Mai 1798 ist das Seminar den Zeitumständen zum Opfer gefallen und auf immer geschlossen worden. Zschokke, mit der Liquidation beschäftigt, blieb weiter im Schloß wohnen, bekam aber bald den harschen Wind der Politik um die Ohren. Seine neue Heimat war in zwei Parteien zerfallen. Erbittert bekämpften einander die Österreichisch- oder Altgesinnten und die sogenannten Patrioten, welche, von der «fränkischen Staatsrevolution» beeindruckt, unter Frankreichs Ägide die Vereinigung mit der Schweiz anstrebten. Bald fand sich Zschokke mitten drin und arbeitete mit all seinen Kräften, und nicht zuletzt mit seiner zündenden Feder, für die Letztern, an deren Spitze Tschärner stand. Es ist hier nicht der Ort, die Ereignisse in ihrem bewegten und bewegenden Ablauf bis in alle Einzelheiten nachzuzeichnen. Sie sind andernorts genau nachzulesen, partiell nicht zuletzt in der faszinierend klaren, «dem Andenken der Patrioten von Malans und Maienfeld gewidmeten», etwas über 100 Seiten starken Darstellung «Malans während der Revolutionszeit» von Alfred Rufer, erschienen 1936 bei Bischofberger in Chur.

Steigende Unruhe herrschte im Lande, seit Bünden am 15. Oktober 1797 seine schönen, ertragreichen Südpervenzen, das Veltlin, Bormio und Chiavenna, hatte preisgeben müssen. Für ihren Verlust wurden ganz allgemein die Aristokraten, die Kaiserlichen verantwortlich gemacht, und der Haß wider das Haus Österreich wuchs. Oberwasser für die Patrioten! Im Jahre 1798 hat die helvetische Regierung mit Frankreichs Zustimmung die

Bündner zweimal in einladendster Weise gebeten, sich mit ihr zu vereinigen, zum zweiten Mal am 30. Juni. Die regen Malanser vor allem, und mit ihnen das benachbarte Maienfeld, wünschten den Anschluß dringend und sobald als möglich. Sie hatten ohnehin seit je schon ihre Sommerweiden drüben auf helvetischem Boden, hinter Vättis, im Calfeisental. Strahlend verheißungsvoll erschien ihnen das neue helvetische Vaterland, und glühend wünschten sie sich die Loslösung vom bündnerischen Staatsverband. Es waren denn auch die Malanser, welche als erste Gemeinde Bündens am 10. Februar 1798 auf ihrem Dorfplatz einen Freiheitsbaum errichteten und noch gleichen Tags dann auch die Maienfelder. Doch bedrohlich scharten sich hinter der Luziensteig die Truppen der Österreicher.

Daraufhin nun begann Bürger Zschokkes hohe Zeit. Auf des französischen Residenten Rat (es war dannzumal nicht mehr Comeyras, sondern dessen Nachfolger Florent Gujot, der aber seinen Wohnsitz mittlerweile vorsorglich nach Pfäfers verlegt hatte) verfaßte er unter seinem vollen Namen im Frühsommer 1798, im Abstand von nur etwa einem Monat, zwei volkstümliche, einzigartig zündende Flugschriften, die erste unter dem Titel «Soll Bünden sich an die vereinte Schweiz schließen? — Soll Bünden ein eigener Staat bleiben? Ein vaterländisches Wort an das freie Bündenvolk und dessen Regierung», in der er, das Für und Gegen beredt erwägend, viele Bedenken zu zerstreuen sucht und dringend zum Anschluß rät. Aus diesem Manifest nur die folgenden Sätze: «Man fürchtet: daß die Schweiz in alle künftige Kriege Frankreichs verwickelt, und bei einer Vereinigung mit der Schweiz auch unser Land hineingezogen werde.

Diese Furcht gründet sich doch nur auf ein *Vielleicht*; und es wäre schon genug, darauf mit einem entgegengesetzten *Vielleicht* zu antworten.

Das französische Volk, dies ungeheure, gewaltige Volk von dreißig Millionen Menschen, welches in sieben Kriegsjahren sieben große Staaten verwandelte und in so furcht-

barer Riesengestalt dasteht, daß es für sich selbst nicht mehr beben darf — dies große Volk bedarf zu seinen Siegen der Schweiz nicht. Es wird sich begnügen, wenn seine Grenzen von der helvetischen Seite durch die *Neutralität der Schweiz* gedeckt sind — In jedem Fall wird, bei unserer Verbrüderung mit Helvetien, die *ganze* Schweiz unser Land beschirmen, so wie auch wir zur Vertheidigung der Schweiz dastehn. Wo sind wir sicherer? —»

In seinem zweiten, zweifellos bald nach dem 30. Juni erschienenen «Nothwendigen und letzten Zuruf an die biedernachdenkenden Vaterlandsfreunde» drängt er beschwörender noch zum Anschluß und ersucht jeden Vaterlandsfreund, «diese Blätter seinen Freunden und Bekannten mitzutheilen, auch sie in die Hände des ärmsten Landmanns kommen zu lassen oder sie ihm vorzulesen». Auch daraus ein paar bezeichnende Sätze:

« — Ich wiederhohl es heut noch einmahl: *Bünden kann nicht für sich selbst bestehn!* — Eine französische Armee nähert sich unsern Grenzen, wie das Gerücht sagt; — eine österreichische Armee steht in den Bergen von Tyrol. — Sind wir uneinig, trennen wir uns, so dürft' es geschehn, daß Kriegsvölker von allerlei Seiten in unsre Täler eindringen, sich in unsern Streit mischen, unsre Hütten plündern, unsre Äcker und Weinberge zertreten, unser Vieh aus den Alpen treiben! —

Nur unser *einmüthiger Entschluß* kann uns aus den drohenden Gefahren retten — Bündner, *nur Einigkeit!* —

O, daß ich tausend Zungen und den Verstand eines Engels hätte, um dies allen Gemeinden zurufen und allen einleuchtend machen zu können! — ». Er spricht dann davon, es werde «der brave Bürger Resident *Guyot*, dieser weise und redliche *Bündnerfreund*», die Vereinigung «auf das möglichste erleichtern und angenehm machen», und gibt ferner zu bedenken:

«Wir haben hingegen *alles zu fürchten*, wenn wir die Verbrüderung mit den Schweizern ausschlagen und auch nicht einmal in Unterhandlungen darüber treten wollten.

Denn:

1. Wir werden die guten Schweizer kränken, die uns nun *zweimahl vergebens* zur Vereinigung mit sich aufgefordert haben und uns nie wieder einladen werden!
2. Wir werden die Republik Frankreich kränken, weil wir ihren Wunsch, den sie uns vortrug, nicht erfüllten.
3. Wir werden alsdann drei verschiedenartige Nachbarn haben, die nicht mit uns verwandt sind. Auf der einen die gekränkte Schweiz, auf der andern Cisalpinien, auf der dritten Österreich. — Und unser kleines Land, Bündner, wirds denn lange zwischen diesen mächtigen Landen unzerstückelt liegen?

—
Einmüthigen, vaterländischen Entschluß, o ihr Männer der bis izt noch freien Gemeinden! — Denket an die horchenden Kriegsheere auf unsern Grenzen — !» — Und dann der beschwörende Schluß der im Druck immerhin an die elf Seiten umfassenden Schrift: «— Alle freien Nationen werden der Vereinigung zweier uralter republikanischer Völker Beifall rufen. Die Geister unsrer tapfern Vorfahren werden lächelnd von oben auf uns niedersehen und segnen das Werk, das wir vollbrachten und sie oft umsonst versuchten! — Und unsre freie, tugendsame, wohlhabende Nachkommenschaft wird niemahls die Geschichte unsrer Tage lesen, ohne uns mit Thränen der Erkenntlichkeit zu ehren!»

Man erkennt: dieser herzbewegende Neubürger war von seiner Berufung durchdrungen bis in die innerste Faser seines Wesens. Die beiden Aufrufe erschienen im Druck bei Bernhard Otto in Chur; die Malanser aber waren — abgesehen wohlverstanden stets von den Salis im Bothmar — insbesondere vom zweiten so angetan, daß sie ihn bei ihrem Dorfdrucker Berthold alsbald auch noch in einer italienischen Fassung herausbrachten.

Prompt aber setzten die Aristokraten eine anonyme Schmähchrift mit dem Titel «Bündner, laßt euch von Zschokke nicht irreführen!» in Umlauf und stifteten damit so große

Verwirrung, daß die Patrioten bei der allgemeinen Abstimmung vom 1. August, als das Volk sich für oder wider den Anschluß an Helvetien zu entscheiden hatte, zu ihrem Schrecken unterlagen und sich denn auch alsbald der fessellosen Wut und Rache ihrer Feinde ausgesetzt sahen. Der Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis, einer der ganz wenigen Aristokraten, welche sich der Sache der Patrioten verschrieben hatten, ist mit seiner Frau Ursina hernach eilends — und mit ihm zweifellos eine ganze Schar Gesinnungsgenossen sonst noch — über den Kunkels entwichen; andere Patrioten, an ihrer Spitze Tscharner, flohen hinüber nach Ragaz. Bedenklich bedroht und vom guten alten Neseemann dringlich gewarnt, hat sich endlich am 9. August auch Zschokke zur Flucht entschlossen. In seiner Autobiographie, in offensichtlich behaglicher Stimmung niedergeschrieben erst Jahrzehnte später, nimmt sich der Passus folgendermaßen aus:

«In der Frühe eines Sommermorgens, es war der 9. August 1798, schwamm ich auf breitem Holzfloß von Reichenau den Rheinstrom hinab, der hier, jung und wild, noch kein Schiff auf seinen Wellen duldet. Zu beiden Seiten flogen die Massen des Hochgebirges mit ihren Eiskronen, Wäldern, Dörfern und Burgtrümmern traumartig vorüber und gesellten sich zu dem, was als Vergangenheit hinter mir mit so vielem Schönen verschwand, was ich gefunden, geschaffen, mühsam gebaut und nun, vielleicht auf immer, verloren hatte. Ich schwamm einer Zukunft entgegen, deren düstern Hintergrund nur Kriegswetter durchblitzten.

Indem ich auf dem Reisekoffer dasaß, von des Floßes leicht zusammengeflochtenen Baumstämmen getragen, mir selbst überlassen, vertrieben, vogelfrei in dem Lande, welches mich erst zu seinem Kinde angenommen hatte, wandelte mich, statt der Betrübniß, ein toller Kitzel des Lachens an. Um von den ehrlichen Schiffern nicht für närrisch gehalten zu werden, mengte ich lustige Einfälle in unsere Gespräche. Hier war nichts weniger als ein Lachen der Verzweiflung, was in mei-

ner Lage vielleicht manch anderer ausgestoßen hätte. Nein, die Kreuz- und Quersprünge, Küsse und Tücken des Schicksals, welches mir erst alles gegeben, nun, wie ein launisches eigenwilliges Kind alles Gegebene wieder genommen hatte, dünkten mich komisch. Da stand ich, wie ich sonst gestanden war: ein Erdenpilger, der keinem und dem nichts gehörte. Ich wanderte abermals, wie ehemals, neuen Abenteuern entgegen, mehr mit Neugier als Furcht, oder vielmehr mit stolzem Hochgefühl, ohne Schuld an dem Umschwung der Dinge, mich noch selbst und noch den alten Trotz gegen das Spiel zu haben, welches das Verhängnis mit mir gern trieb. Es war mir ungefähr so vergnüglich zu Mut wie in den Knabenjahren, wenn ich in den wildesten Sturmwind hinauslief und jauchzend in ihm umhertanzte und mich stärker und mächtiger als der Sturm wußte. —

In behaglicher Stimmung sah ich nach einigen Stunden links das Schweizerufer, wo im offenen Busen des Gebirgs, dem zackigen Felskamm des hohen Falknis gegenüber, das Dorf *Ragatz* in der Nähe der Pfäferser Heilquellen ruht. Am Ufer erblickte ich wohlgekleidete Männer müßig umherwandeln, die mich so neugierig beobachteten wie ich sie. Bald erkannte ich einige derselben. Es waren Unglücksgefährten, Ausgewanderte, Häuptlinge und Genossen der gestürzten patriotischen Partei, die *Tscharner*, *Meyer* von Trimmis, *Joste*, *Rascher* und andere mehr. Das Floß landete. Sie drängten sich mir bewillkommend entgegen und bestürmten mich mit Erkundigungen nach den neuesten Vorfällen in Bünden. Dann führten sie mich ins Dorf zu ihren Wirtshäusern.

Wie beklagenswert gewiß ihre gegenwärtige Lage sein mußte, denn alle waren von angesehenen Familien, von Geschäften und Gütern im Vaterlande getrennt und in Kummernis um die Zurückgelassenen, so hatte doch das unfreiwillige, enge Beisammensein und die verworrene gemeinsame Haushaltung der Herren für mich Seltsamkeit genug, daß ich den mitgebrachten guten Humor nicht verlieren konnte. — Die einen gingen stumm

und verdrossen auf und ab, von langer Weile gepeinigt. Andre fluchten über Wankelmuth eines undankbaren Volkes —, standen zankend über Maßregeln beisammen, die man versäumt oder nicht zu rechter Zeit ergriffen habe. Nur unser entthronte Standespräsident *Tscharner* bewahrte, scheinbar wenigstens, jene kaltblütige Haltung, mit welcher nach verlorener Schlacht ein geübter Feldherr die Mittel wertet, die ihm geblieben, das treulose Kriegsglück an seine Fahnen zurückzulocken.

Man hatte schon vor meiner Ankunft beschlossen, bevollmächtigte Abgeordnete nach Aarau, dem damaligen Sitz der helvetischen Regierung zu senden, um bei dieser und den französischen Behörden Schutz für die Gemeinden oder Familien zu erwirken, welche wegen ihrer Treue zur Schweiz Opfer der aristokratischen Rache geworden waren. *Tscharner*, zu dieser Sendung erwählt, zeigte sich geneigt, sie zu übernehmen. Doch keiner der übrigen äußerte Lust, sein Begleiter zu sein. Dem einen fehlte es an der edlen Gesundheit, dem andern an Kleidern, die er auf der eiligen Flucht von Hause zurückgelassen hatte. Jeder wußte die triftigsten Entschuldigungen, um in der Nähe der Heimat und im Verkehr mit den Seinigen bleiben zu können. Nun ich erschienen war, fielen alle Stimmen auf mich; ich hätte in Bünden weder Weib noch Kind, weder Vater noch Mutter zu bedenken, besäße hinwieder in der Schweiz achtbare Bekanntschaften, die dem unglücklichen Lande, das mich zu seinem Bürger gemacht, Hilfe gewähren könnten.

Ich ließ mich leicht bereden —. Was hatte ich auch in Ragatz oder sonst irgendwo in der Welt zu versäumen? *Tscharner* besonders freute sich meines Entschlusses —. So brachen wir auf, über den Wallen- und Zürichsee gen Aarau», nicht ohne, fügen wir anschließend an dieses ausführliche Zitat, hinzu, nicht ohne von «Richter, Gericht und Rat auch ganzer Gemeinde zu Malans» dringlich gebeten worden zu sein, doch ja dort auch ihr ganz persönliches Anliegen nach möglichst

baldigem Anschluß mit allen Mitteln voranzutreiben.

Noch vor Mitte August, genau gesagt, am 9. August des Jahres 1798 ist Zschokkes Aufenthalt in Bünden zuende gegangen. Nicht einmal ganz zwei Jahre hat er gedauert. Aber er, der nach dem verhängnisvollen Tage der Volksabstimmung in heißer Aufwallung bekannt hatte: «Seit ich Republikaner bin, lebe ich nicht mehr für mich, sondern fürs Vaterland», sollte der neugewonnenen Heimat mit seinem unbefangenen Mannesmut, seiner Beredtsamkeit, seinem Rank für die Sache der Patrioten schlagenden Herzen, und nicht zuletzt mit seiner bündigen, auch den einfachen Mann unmittelbar ansprechenden Feder noch manch namhaften Dienst erweisen.

In Aarau wollten die Dinge indessen zunächst nicht so richtig vorangehen. *Tscharner*, von Unrast und Heimweh geplagt, ist schon am 22. August von dort wieder abgereist, die Anliegen der Patrioten zur Gänze dem beherzten Zschokke überlassend. Der aber hat schon in Bälde Erstaunliches vollbracht: Mit einer glanzvoll abgefaßten Petition an das Vollziehungsdirektorium der Helvetischen einen und untheilbaren Republik (welche sich am vergangenen 12. April auf dem Gemeindehause zu Aarau konstituiert hatte), erwirkte er es, daß die wegen ihrer Anhänglichkeit an Helvetien verfolgten Bündner das helvetische Bürgerrecht zugesprochen bekamen, noch ehe der Monat August zuende gegangen war. — Große Freude darüber bei den Patrioten, helle Wut bei den Altgesinnten in Chur, die seit dem 1. August nun ja wieder fest im Sattel saßen. «Wäre Zschokke hier», schrieb *Nesemann* an *Tscharner*, «müßte er eines Martertodes sterben, so grausam ist man über ihn ergrimmt —.» Man hat das Vermögen der Geflüchteten mit Beschlag belegt, hat Zschokke das Bürgerrecht abgesprochen, hat sogar eine Summe auf seinen Kopf ausgesetzt und befohlen, «sein Bild an den Galgen zu heften». Es kränkte ihn wenig; in der «Selbstschau» bemerkt er launig, es habe sich da-

mals, «den Galgen zu zieren», kein Bildnis von ihm in Bünden befunden als jene eine, bereits erwähnte Zeichnung des Berliner Kupferstechers Bolt (woraus man doch wohl schließen darf, daß die Originalzeichnung sich damals noch im Schloß Reichenau befand).

Im September 1798 ist die helvetische Regierung nach Luzern übersiedelt. Zschokke, in steigender Sorge um das Los der emigrierten Bündner, zog mit. Die meisten fanden sich — es müssen ihrer samt Frauen und Kindern über fünfhundert gewesen sein — bald all ihrer Mittel entblößt, und für manch einen von ihnen war Zschokke die einzige Hoffnung. Darüber steht in seiner «Selbstschau» unter anderm folgendes zu lesen:

«Die Menge der Geflüchteten, durch einen großen Teil der Schweiz verbreitet, lebte nun in verzweiflungsvollen Lagen. Viele hatten ihre Flucht so eilfertig ergreifen müssen, daß sie kaum mit dem Unentbehrlichsten versorgt waren. Anzahl und Armut mehrerer, besonders in den zunächst am Rhein gelegenen Ortschaften, erregte selbst Mitleiden der französischen Soldaten, die ihre Rationen Brotes und Fleisches mit ihnen teilten. Der herannahende Winter vergrößerte Not und Furcht. Viele, in ihrer Heimat Wohlbegüterte, nahmen in äußerster Dürftigkeit Zuflucht zu mir. Es ward mir aber bald unmöglich, allen zu helfen. Das Wenige, was ich aus Reichenau mit mir genommen, ging rasch zur Neige. Ich verkaufte, was ich von meinen literarischen Arbeiten besaß; Reifes und Unreifes, Schauspiele, Übersetzungen, Romane, davon schwerlich sonst jemand erfahren haben würde; oder nahm Vorschüsse von Buchhandlungen auf Werke, die ich noch liefern wollte.

Gewiß lebte im ganzen diplomatischen Korps selbst der Ärmste der Kopisten nicht so kärglich und eingeschränkt als ich. Aber man sah mirs ja nicht an, daß mein Abendessen ein trockenes Stück Brot, mein Frühstück ein Glas Wasser sein mußte. Ich blieb frohsinnig — und teilte andern mit, oder ver-

schaffte den Fähigern Anstellungen durch mein Fürwort bei Ministern und Direktoren.»

In Luzern hat er dann in flehentlichen Zuschriften an die Regierung das Elend der Bündner neuerdings geschildert, worauf den Vertriebenen zu ihrer großen Erleichterung am 23. Oktober von Staates wegen Unterstützung zugesichert wurde. Damals war unter der Führung des Dichters Salis-Seewis just eine Bitt-Deputation der Vertriebenen in Luzern eingetroffen, welcher, zufolge von Zschokkes geglückten Demarchen demnach nicht mehr zu bitten, nur mehr zu danken blieb. Diesen Dank auszusprechen ward der Dichter auserseren; Salis sei aber vor Aufregung dazu nicht imstande gewesen, worauf Zschokke rasch entschlossen in glorioser Spontanrede für ihn eingesprungen ist. Diese seine Ansprache ist, wie alles, was er von sich gab, auch unverzüglich gedruckt worden, und da es die letzte Rede ist, die er für seine lieben Bündner gehalten hat, geben wir sie nachfolgend, zusamt der kurzen, aber sehr herzlich gehaltenen Antwort des damaligen Vorsitzenden, Sutter, im vollen Wortlaut, wenn auch in heutiger Orthographie und Zeichensetzung wieder, zusamt ihrem klangvollen Vorspann:

«Rede des Bürgers H. Zschokke im Namen der verfolgten Patrioten Bündtens, gehalten vor dem großen Rathe der helvetischen einen und untheilbaren Republik, am 24ten Weinmonats 1798. Luzern, bey J. S. Gruner, National-Buchdrucker.

Bürger Repräsentanten!

Im Namen mehrerer hundert Bündner-Patrioten, ja ich darf sagen, im Namen des edlern Teils eines unglücklichen verratenen Volkes, eilten diese Männer gen Luzern, um sich mit mir zu vereinigen und ihre Bitten in den Schoß dieser ehrwürdigen Versammlung niederzulegen. Aber ehe wir baten, hattet Ihr unsere Wünsche schon erfüllt; — Ihr ließet uns nichts übrig als den Dank.

Das aufgeklärte Europa, die ganze fühlende Menschheit kann nicht ungerührt bleiben bei dem öffentlichen Akt der Wohltätigkeit, welchen Ihr gegen uns, gegen ein leidendes Bruder-Volk übt. — Inzwischen andere Re-

publiken ihre Laufbahn mit dem Schwerte eröffnen, um sich vor den Völkern auszuzeichnen, eröffnet Ihr die Eurige mit Erfüllung der sanftesten, schönsten Pflichten der Menschlichkeit. Und wenn es wahr ist, daß man schon aus den Spielen des Kindes den männlichen Geist desselben errät, wenn es wahr ist, daß man aus den ersten öffentlichen Schritten eines Monarchen seine künftige Regierung voraus erkennt, wenn die Gesänge der jungen Musen, unter welchen die Freiheit Griechenlands erwachte, den wissenschaftlichen Glanz vorher verkündigten, mit welchem dieses holde Land nochmals die Welt erleuchtete, wenn die ersten Räubereien des kaum erbauten Roms die nachmalige Eroberung der Welt durch diese Stadt ahnen ließen, o so habt Ihr die Welt zu dem Glauben berechtigt, daß die wiedergeborene helvetische Republik keine andere Bestimmung habe als die: Wohltäterin der Menschheit zu werden! Eure Nachkommenschaft wird diese Erwartung rechtfertigen. — Ja! diese Täler werden die heiligen Zufluchtsörter der leidenden Menschheit sein; — jene Alpen werden die unvergänglichen Altäre der Freiheit Europas bleiben; — jene ungeheuren Felsenpyramiden, welche Gottes Hand im Mittelpunkt unseres Weltteils erbaute, werden die ewigen Denkmäler in der Geschichte Europas bleiben, daß hier schon damals Freiheit und Menschenrechte galten, als noch überall die Sklavenkette klirrte; daß sie noch gelten werden und hier noch Freiheit herrschen wird, wenn durch den Wechsel der Zeiten und durch den Willen des unbegreiflichen Verhängnisses die Freiheit vom übrigen Europa wieder gewichen sein sollte und andere Republiken unsrer Tage vielleicht schon wieder ihre Sulla's und Cäsar'n zählen! —

Ach! und *darum* verlangten wir so innig, so sehnlich die Vereinigung mit Euch! — Aber — es ist vorüber — wir haben kein Vaterland mehr! — Österreichs Fahnen wehen wieder von den Trümmern unsrer zwingherrlichen Burgen — die Freunde der Freiheit sind schwer verfolgt.

Eine schwarze, oligarchische Kabale entriß unserm Volke die Rechte der Menschheit und der Souveränität, indem jede Rotte sie zu verteidigen vorlog. Sie legte die höchste Gewalt in die Hände eines Rates, den das Volk nicht gewählt und dazu geeignet hatte. Und dieser Rat rief die Truppen eines Monarchen auf Grund eines *freien Staates*.

Jetzt erreichten die Verfolgungen gegen die Patrioten ihren Gipfel; schändlich ist ihre Mißhandlung, den neuesten Nachrichten zufolge. Einige unsrer Brüder schmachten in der Gefangenschaft. Umsonst strecken diese unglücklichen Schlachtopfer ihre Hände aus nach uns — nach Euch! — nach dem Himmel. — Andre konnten noch zur guten Zeit entfliehen. Ganze Scharen zogen sie im Dunkel der Nacht dahin, geführt vom Schein einer Fackel durch unwegsame Gebirge. — Die alten Greuel der Vorwelt erneuerten sich wieder; Helvetien, und du sahst wieder, was man für Freiheit tun kann! Greise sah man wieder fliehen, denen nur noch eine Spanne Lebens übrig war — sie verließen das gewohnte Vaterland, als wäre der Boden für ihre Grabesruhe zu hart, über welchem die knechtische Kette tönt. — Sie gingen, um in freier Schweizererde ruhen zu können. Weiber mit den zarten Kindern im Arm durchzogen die Felsen; früh schon ward durch die Mütter es den Kleinen mit Beispiel und Lehre eingimpft: *So müßt ihr alles aufopfern lernen, wenn es die Freiheit gilt!*

Ach! es ist nicht in unsrer Macht, uns zu schützen! Aber, *es ist ein Gott*, welcher der Menschheit jene heiligen Rechte gab, die ihr nie entrissen werden dürfen; — *es ist ein Gott*, der die Brust der Tyrannen durchschaut, aber auch die heilige Zähre der Unschuld sieht!

Ihr habt uns nun brüderlich aufgenommen. O, Bürger Gesetzgeber! *o du ganzes helvetisches Volk!* das frohe Lächeln des beruhigten Kindleins, die Gebete zum Himmel von den Lippen der geretteten Mutter, die stumme Entschlossenheit des Mannes für dich, Helvetien! in den Tod zu gehen, die süsse Ruhe des Greises möge dich lohnen!

Es lohne Euch, Bürger Gesetzgeber! die führende Menschheit, welche Euch ehrt. — Euch lohne die Nachwelt! — und jeder aufgeklärte Mensch, jeder Freiheitsfreund, er lebe wo er wolle, in der gesitteten Welt wird gern mit uns rufen: *Es lebe die helvetische Republik!*

Luzern, den 24. Oktober 1798.

Unterschrieben: *Zschokke.*»

In der «Selbstschau», niedergeschrieben, wir sagten es, mehr als vier Jahrzehnte nach dieser schwungvoll visionären Ansprache, bekennt Zschokke: «— Ich sprach, und in einer Bewegtheit, wie ich vielleicht noch nie gesprochen. Mein Schmerz war der Schmerz der großen Versammlung; meine zurückgehaltenen Tränen riefen die ihrigen. In stürmischem Durcheinander ward für uns Ehre der Sitzung und Bruderkuß, Druck und Verbreitung meiner von Stenographen nachgeschriebenen Rede beschlossen.»

Und nun die nachfolgende Antwort des Präsidenten Sutter:

«*Liebe Rhätier!*

Wenn die helvetischen Gesetzgeber die verfolgten Patrioten aus Bünden durch einen besondern Beschluß unter den unmittelbaren Schutz der helvetischen Republik nahmen, so taten sie nichts weiter als ihre Schuldigkeit; weil jedes freie Volk verbunden ist, denjenigen als Bruder aufzunehmen, der den heiligen Grundsätzen der Freiheit huldigt. Überall, wo der schöne Kranz der Alpen sie bindet, sollen die Schweizer Brüder sein und bleiben; und Rhätiens Alpen sind ja Jahrtausende schon mit den unsrigen verschwistert, so wie unsre Genzen es jetzt sind. Kommt also zu uns, ihr lieben verfolgten, für Freiheit und Menschenrechte verfolgten Rhätier; ihr findet an unserm Busen ein neues Vaterland!

Seid getrost!, es ist ein Gott! ja, es ist ein Gott! und dieser Gott ist innigst mit der Freiheit vereinigt; er wird nie zugeben, daß Despoten wieder ihr Haupt emporstrecken; freie Menschen müssen sich überall für das heilige Menschenrecht vereinigen, müssen einen engen Kreis um dasselbe schließen, und dann

wird bald das ganze Menschengeschlecht nur ein Brudervolk sein.»

Zschokke ist kein halbes Jahr später, am 9. April 1799, durch eine amtliche Erklärung in Bünden in aller Form rehabilitiert worden, hat sein Bürgerrecht wieder zurückerhalten und bekam obendrein im Herbst 1801, zu einer Zeit, da er bereits Statthalter des Kantons Basel war, auch das Malanser Bürgerrecht geschenkt.

Für Heinrich Zschokkes Erdendasein, aufs Ganze gesehen, mögen die hier geschilderten Ereignisse nur eine Phase, wenn auch ganz gewiß keine unerhebliche, gewesen sein. Er war wohlverstanden viel mehr nicht als siebenundzwanzigeinhalb Jahre alt, als er in Luzern seine aufsehenerregende und, hinsichtlich der Rolle der Schweiz im Völkergeschehen, geradezu visionäre Ansprache hielt. Er hat hernach unserem Lande in rascher Abfolge noch manch namhaften Dienst erwiesen, auch jenseits von Bündens Gemarkungen, wurde vom Direktorium zum Regierungskommissär in Unterwalden bestellt (und schrieb eine «Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantonen»), weilte sodann in gleicher Eigenschaft im Tessin und war dann, wie erwähnt, Regierungsstatthalter in Basel, wo ihm endlich etwelche Muße und Besinnung und einiger Lebensgenuß vergönnt war.

1802 mietete er sich mit Diener und Pudel ein im damals leerstehenden Schloß Biberstein unweit Aarau, heiratete 1805 Nanny Nüsperli, das Töchterchen aus dem nahen Pfarrhaus in Kirchberg und siedelte 1807 mit den Seinen um in sein eigenes behagliches Haus «Blumenhalde», nach Aarau. Dort mag es denn freilich durch lange Jahre hin munter genug zugegangen sein, denn nicht weniger als zwölf Söhne waren dem Paare beschert, von denen immerhin noch ihrer acht lebten und gediehen, als am 27. Juni des Jahres 1848 ihr Vater die Augen für immer schloß, just an dem Tage übrigens, an welchem die Tagsatzung mehrheitlich dem Entwurf zur neuen Bundesverfassung zugestimmt hatte. Er starb in seinem 78. Jahre, nachdem

seine Buben bereits Pfarrer, Jurist, Schulmann, Arzt und Künstler geworden waren und ihn mit einer erfreulichen Schar von Enkeln gesegnet hatten. Das Geschlecht der Zschokke hat sich mittlerweile ansehnlich und weit über die Schweiz hin ausgebreitet, allüberall das Andenken an diesen vortrefflichen Mann wachhaltend, dem Bünden so viel zu verdanken hat. — Und noch, wenn eine späte Nachfahrin, die vor wenigen Jahren verstorbene Frau Célestine l'Orsa-Zschokke, ein Grundstück bei Carona im Tessin als sog. «Stiftung Celestina» hinterlassen und dezidiert jenen Studenten zubestimmt hat, welche künftig ein vereinigtes Europa zu verwirklichen gedächten, so dünkt uns noch diese Geste nach Namen und Absicht genau auf den berühmten Ahnherrn Johann Heinrich Daniel Zschokke zurückzugehen, denn als letztes von all seinen Kindern — wir versparten das aparte Faktum auf den Schluß — noch nach

den zwölf Söhnen ward ihm und seiner geliebten Nanny ein Töchterchen geboren, das getauft ward auf den Namen Célestine.

Redaktionelles Nachwort

Der vorstehende Aufsatz aus der Feder von Hilde Ribi gibt uns Gelegenheit, auf zwei weitere Arbeiten zu Zschokkes Aufenthalt in Reichenau hinzuweisen, deren Lektüre wir unsern Lesern aufs herzlichste empfehlen möchten. Im Aufsatz Paul Emanuel Müllers über «Schloß Reichenau», der im Heft 2 der Kristallreihe, betitelt «Graubündens Schlösser und Paläste» (Calven-Verlag 1969) veröffentlicht wurde, ist das Wirken Zschokkes in der Schule Reichenau mit großer Sachkenntnis und künstlerischem Einfühlungsvermögen zur Darstellung gelangt. Früher hat auch Martin Schmid in seinem in unserm Jahrbuch 1961 veröffentlichten Aufsatz «Reichenau» das nämliche Thema abgewandelt. Beide Arbeiten ergänzen den Aufsatz unserer Autorin und bilden mit ihm eine schöne Trilogie, die dem bedeutenden Patrioten Zschokke bei Anlaß seines 200. Geburtstages die verdiente Würdigung zuteil werden läßt.